

## Der Kampf um Kuba

Drei Tage nach der Einleitung der Offensive caströfeindlicher Kräfte, die dem Sturz des zunehmend radikaler gewordenen Regimes von Fidel Castro galt, meldet Havanna den «totalen Zusammenbruch» des Unternehmens. Angesichts der völligen Unterbindung jeder sachlichen Berichterstattung über die Ereignisse auf der grossen Insel im Karibischen Meer, die seit dem Beginn der Invasion eine zuverlässige Beurteilung der militärischen Lage verunmöglichte, muss die Siegesmeldung der totalitären Machthaber vorerst mit Skepsis zur Kenntnis genommen werden. Aber auch die vorwiegend aus Miami stammenden Berichte der Invasoren haben den zuversichtlichen und triumphierenden Ton der ersten Tage verloren und lassen zum mindesten erkennen, dass die auf Kuba gelandeten Aufständischen schwere Rückschläge erlitten haben und dass heute tatsächlich mit einem *Misserfolg* des Unternehmens gerechnet werden muss. [...]

Wenn deshalb auch die am 17. April ausgelöste erste Schlacht um Kuba mit einem eindeutigen Sieg Havannas enden sollte, so ist doch zu erwarten, dass der *Krieg* um Kuba, in dem sich die Gegner des Diktators mit zahlreichen seiner einstigen Anhänger zu einem *heterogenen Bündnis* vereinigt haben, andauern wird. Die mangelnde Vorbereitung und Koordination des ganzen Unternehmens, die nun sichtbar wird, dürfte ihre Ursachen gerade in dieser Heterogenität der Castro-Feinde haben, denen es nicht gelang, sich über die gemeinsame Opposition gegen das immer eindeutiger in kommunistisches und sowjetisches Fahrwasser geratende Regime in Havanna hinaus auf gemeinsame politische und damit militärische Richtlinien zu einigen. [...]

Die Umstände, die es dennoch ermöglichten, die trotz allem relativ bedeutende militärische Mittel erfordernde amphibische Operation vom 17. April überhaupt in die Wege zu leiten, sind bisher noch keineswegs eindeutig abgeklärt. Wenn auch die *Vereinigten Staaten* alles vermeiden, was einer direkten Unterstützung der Aktion gegen Castro oder gar einer militärischen Hilfeleistung an die Aufständischen gleichkommen wäre, so steht doch fest, dass Washington den Exilorganisationen, die sich auf amerikanischem Boden, in Guatemala und anderswo auf die Aktion gegen Castro vorbereiteten, seine *moralische Unterstützung* nicht versagte. Präsident *Kennedy* hat in seiner Antwort an den sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschew mit grosser Klarheit und Entschiedenheit festgestellt, dass eine direkte militärische Intervention auf Kuba nicht in Frage komme, dass die Vereinigten Staaten aber den kubanischen Freiheitskämpfern bei ihrem Aufstand gegen die Unterwanderung der einst von Fidel Castro selbst geführten freiheitlichen «Bewegung des 26. Juli» durch ein von aussen beherrschtes undemokratisches und totalitäres Regime nicht in den Arm fallen würden. Nach dieser eindeutigen Stellungnahme muss der militärische Rückschlag, den die freiheitlichen Kräfte nun auf Kuba zu erleiden scheinen, sich unweigerlich auch in einem *Prestigeverlust* für die *Vereinigten Staaten* auswirken. [...]

(NZZ, 20. 4. 1961, S. 1, Abendausgabe)

## Anklagende im Prozess Eichmann

### Eichmann verneint die Schuldfrage

Der Gerichtshof im Eichmann-Prozess hat heute morgen die Einwände der Verteidigung gegen das Verfahren zurückgewiesen und sich als *zuständig* für die Aburteilung des Angeklagten erklärt. [...] Man spürte im grossen Auditorium die *Spannung*, als der Gerichtsvorsitzende Eichmann aufforderte, sich von seinem Sitz in der Glaszelle zu erheben und auf die Frage zu antworten, ob er sich für die ihm in der Anklageschrift vorgeworfenen Verbrechen *schuldig* bekenne. Mit gespannten Gesichtsmuskeln, den Blick nicht vom Gerichtspräsidenten abwendend, hörte Eichmann die Frage: «Bekennen Sie sich im ersten Punkt der Anklage schuldig?» Mit bestimmter Stimme antwortete er: «Im Sinne der Anklage *nicht schuldig*.» Fünfzehnmal wurde diese Frage gestellt, denn in fünfzehn Punkten ist Eichmann angeklagt. Stets antwortete er mit dem gleichen Satz. [...]

Am Prozedere ändert die Antwort Eichmanns auf die Frage nach seiner Schuld nichts; das Verfahren muss so oder so seinen Lauf nehmen. Daher hatte auch Generalstaatsanwalt Hausner nichts an der *Einleitung zu seiner grossen Anklagerede* zu ändern, mit der er unmittelbar nach der Befragung Eichmanns begann. Es war wie das Aufsteigen einer grossen *geschichtlichen Vision*, als Hausner ausrief: «Mit mir treten zu dieser Stunde *sechs Millionen Kläger* auf. Aber sie vermögen sich nicht zu erheben gegen denjenigen, der hier vor Gericht steht. Ihr Blut schreit, aber ihre Stimme ist verstummt. Daher werde ich ihnen meine Stimme leihen und in ihren Namen

die furchtbare Anklage erheben.» Die Wortgewalt der Propheten sprach aus seinen Sätzen, in denen er die Geschichte der Judenverfolgungen durch die Jahrtausende hindurch in lapidarer Kürze skizzierte, um sich dann der Verfolgung der Juden im *Dritten Reich* und ihrem fürchterlichen Ausgang zuzuwenden. Als er den neuen Mörderstyp schilderte, der vom Schreibtisch aus den Mord an Millionen unschuldigen Opfern organisierte und durch seine Henker ausführen liess, griff Eichmann hinter seiner Glaswand zu einem Blatt Papier, um sich einige Notizen darauf zu machen. [...]

In Hausners Anklagerede feierte die Frage der *Kollektivschuld* des deutschen Volks ihre Wiederauferstehung. Nicht nur Eichmann soll der Prozess gemacht werden, sondern dem *ganzen System*, in dem er eingespant war. Darüber hinaus zeigt sich der Generalstaatsanwalt offensichtlich entschlossen, die *schuldhafte Verstrickung*, in die sich das deutsche Volk durch sein willenloses Gewährenlassen der vom Hitler-Regime begangenen Greuel begab, in seiner ganzen Tragweite zur Debatte zu stellen. Immerhin liess er allen jenen Zehntausenden von Deutschen Gerechtigkeit widerfahren, die es wagten, *Juden zu retten* und das Haupt gegen das Regime des Bösen zu erheben; aber gerade die *Mehrzahl der Gebildeten* in Hitler-Deutschland belastete er mit der Schuld, sich dem Unheil nicht entgegengestellt zu haben. [...]

(NZZ, 18. 4. 1961, Blatt 2, Morgenausgabe)

## Der Übergriff der DDR in Berlin

Der *Regierende Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt*, hat heute abend in einer Sondersitzung des Abgeordnetenhauses der *Trauer und Empörung* über den Willkürakt der Sowjetunion Ausdruck gegeben. Der Senat der Stadt erhebt Anklage gegen die Unterdrückung der Deutschen im Osten. Mitten durch die Stadt sei die Sperrwand eines Konzentrationslagers errichtet worden. Brandt wies darauf hin, dass der Schritt der Sowjetunion einen *flagranten Bruch der interalliierten Abkommen über Berlin* darstellt. Das Gebiet von Grossberlin ist nie Bestandteil der Sowjetzone gewesen, und die SED-Behörden haben in Berlin keine Kontrollkompetenzen. Die Aktion Ulbrichts kommt einer *Annexion* eines Teils von Berlin gleich und verstösst direkt gegen das Abkommen der Aussenminister der vier Mächte, das nach der Aufhebung der Berliner Blockade im Sommer 1949 abgeschlossen wurde.

In dem Beschluss der vier Aussenminister wurde ausdrücklich der *Grundsatz der Freizügigkeit* zwischen den verschiedenen Zonen und ganz Berlin bekräftigt. Ferner ist das Prinzip des freien Verkehrs innerhalb der Stadt und der freien Wahl des Arbeitsplatzes verletzt worden. Brandt schilderte im einzelnen die *militärische Besetzung Ostberlins* und die Absperrung der Sektorengrenze.

Er teilte mit, dass trotz den Sperrmassnahmen heute morgen noch *einige hundert Flüchtlinge* nach Westberlin durchgekommen sind. Viele flüchteten über Ruinengrundstücke, und einige durchschwammen Kanäle an der Grenze. Brandt wies auf die von der SED betriebene Politik der Diskriminierung gegen Westberliner hin, die in «friedliche» Bürger und in «Agenten» eingeteilt werden.

Die westalliierten *Schutzmächte* forderte der Regierende Bürgermeister auf, gegenüber der Sowjetunion darauf zu bestehen, dass die rechtswidrigen Massnahmen rückgängig gemacht werden und die Freizügigkeit innerhalb der Stadt wiederhergestellt wird. Er gab der Meinung Ausdruck, dass es mit *Protesten nicht sein Bewenden* haben sollte. Die westdeutsche Bevölkerung rief er zur Solidarität auf und betonte, die Teilnahme an der *Leipziger Messe* sollte abgesagt werden. Gleichzeitig beschwor er die Westberliner und die Deutschen in der Sowjetzone und Ostberlin, sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreissen zu lassen. Die Mächte des Totalitarismus und der Unfreiheit würden nicht ewig herrschen, und der Tag werde kommen, an dem den Deutschen im Osten Gerechtigkeit widerfahre. [...]

(NZZ, 14. 8. 1961, Blatt 6, Mittagsausgabe)

## Farblos im Nahbereich

1960 war ich dreizehn Jahre alt, und es soll mir keiner und keine kommen und sagen, die Zeiten damals seien schöner oder einfacher oder übersichtlicher oder weniger komplex gewesen als heute. Wir wuchsen hinein in eine frostige, abgeriegelte Welt, farblos im Nahbereich und nur in weiter Entfernung ausgestattet mit schillernden Figuren, deren klangvolle Namen ich noch heute im Ohr habe: John F. Kennedy, Chruschtschew, Shah Mohammed Resa, Fidel Castro, Nasser, Tito, Willy Brandt, Ulbricht, Adenauer, de Gaulle, Uno-Generalsekretär U Thant, Lordiegelbewahrer Heath, Lumumba, Tschombé, Ben Bella, Houari Boumediene, Haile Selassie, Mao Tse-tung, Gandhi, Nehru, Ben Gurion. Dass ich sie eher im Ohr als vor Augen habe, kommt von den Nachrichten im Radio, die stets das Mittagessen begleitet und die Welt im Kinderbewusstsein abgelagert haben. Die NZZ habe ich nicht gelesen. Sie gehörte dem Vater, der sie morgens mit ins Büro nahm, sich nach dem Mittagessen mit der nächsten Ausgabe aufs Sofa zurückzog und nach dem Abendessen die dritte Ausgabe im Lehnstuhl nebenan verzehrte. Und am Sonntag gab es auch noch eine Ausgabe – für die Männerzeit vor oder nach dem Sonntagsbraten.

Die Schweizer Politiker habe ich nicht im Ohr, höchstens vielleicht noch Bundesrat Wahlen. Und wenn ich nun die mir vorliegende Auswahl der NZZ-Artikel lese, scheint es sie auch gar nicht gegeben zu haben. Die Ereignisse fanden weit weg von der Schweiz statt: in Amerika, auf Kuba, in Moskau, Berlin, Algerien, in Kongo und im Nahen Osten. Vieles blieb vage. Nur der «Eiserne Vorhang», der sich als Berliner Mauer bald auch durch Deutschland erstreckte, erschien als feste Grösse: Er war das gegenständliche und geistige Bollwerk, an dem alles abprallte und alles gemessen werden musste. Jede Abweichung wurde zu einem Schritt auf die andere Seite und damit zum Verrat. Das Böse hatte einen Ort und einen Namen und Gesichter. Hierzulande waren es wohl nur wenige, die «Eichmann in Jerusalem» als einen «Bericht über die Banalität des Bösen» zur Kenntnis nehmen wollten, wie ihn Hannah Arendt verfasste und wie er in der ausführlichen NZZ-Berichterstattung über den Prozess erscheint. Und fast niemand war bereit, das banale Böse auch in der eigenen Geschichte zu erkennen.

Noch heute beim Lesen der ausgewählten NZZ-Artikel aus den frühen Sechzigern legt sich mir die damalige Stimmung etwas trübselig aufs Gemüt: Drinnen ist alles zum Besten geregelt und geordnet; draussen treiben die Schurken und Helden ihr Spiel, das allerdings mit grösster Faszination verfolgt wird. Frauen kommen kaum vor, höchstens die unglückliche Soraya und die schöne Farah Diba, später Indira Gandhi und Golda Meir. Jugendliche und Kinder existieren ebenfalls nicht. Im April 1967 bricht dann mit den Rolling Stones die Jugend massiv in das Blatt ein, um so bald nicht wieder zu verschwinden. Der Berichterstatter aus dem Hallenstadion bemüht sich um eine Deutung des Phänomens. Die Voraussetzungen des Erfolgs «dürfen mit Sicherheit aus den Gegebenheiten des modernen industrialisierten Wohlfahrtsstaates abgeleitet werden: Einsamkeit, Anonymität in der Masse, [...] mangelnde seelische Erfüllung [...] in einer «kopflastigen» Welt, Angst vor dem Establishment, das alles sind Erscheinungen, die von der Beat-Musik angesprochen werden». Wirklich «kopflastig» war damals wohl vor allem die NZZ, kaum die Welt an sich. Aber die Rolle der Musik in der alternativen Kulturbewegung jener Zeit wird aus solchen Artikeln ersichtlich. Es war die erste Welle einer medial vermittelten «Globalisierung», die durch weltweit gemeinsame Themen wie den Protest gegen den Vietnamkrieg verstärkt wurde.

Die späten Sechziger erscheinen auch im Nachhinein als eine Zeit der sich überstürzenden Ereignisse: der Tod Che Guevaras, die Ermordung Martin Luther Kings, das Attentat auf Rudi Dutschke, die Studentenunruhen in Berkeley, Paris, Rom, Mailand, Berlin, Frankfurt und dann im Sommer 1968 die Globus-Krawalle in Zürich. In den Kommentaren ist nun von «zerstörungssüchtigen jungen Leuten», von einem «anhebenden Generationenkrieg» die Rede.

Um 1970 herum scheint es dann tatsächlich zu einem Reflexionsschub in der Moderne gekommen zu sein. Dazu beigetragen hat vielleicht auch das damals spektakulärste Medienereignis: die auf allen verfügbaren Bildschirmen in gespenstischen Farben übertragene Mondlandung. Mit der «Entzauberung des Mondes» war ein sichtbarer Gipfel menschlicher Macht und Machbarkeit erreicht, was gleichsam dazu zwang, die Verhältnisse auf Erden neu zu überdenken. Verstärkt durch die Ölkrise tauchten an verschiedenen Orten die Themen der Ökologie und der Grenzen des Wachstums auf. Das Fiasko des Vietnamkrieges bedeutete für die USA einen schweren Legitimationsverlust, der zur Neuorientierung führte. Gleichzeitig war mit dem Aufkommen des linken Terrorismus die unschuldige Jugendlichkeit der Protestbewegung desavouiert, was viele dazu brachte, den «langen Marsch durch die Institutionen» anzutreten, dem wir heute unter anderem diverse Staatsoberhäupter zu verdanken haben.

Die Siebziger waren auch ein Jahrzehnt der Reorganisation und Rückbesinnung. Gerade die Entstehung aller Arten von Fundamentalismen (religiöse und nationale) ist ohne diese Stimmung der Restauration nicht zu verstehen.

Claudia Honegger

Claudia Honegger ist Professorin für Soziologie an der Universität Bern.

## Alberto Giacometti – Ausstellung im Kunsthaus Zürich

Bedeutende Ausstellungen hat das Kunsthaus Zürich dieses Jahr gezeigt: die bedeutendste aber hat es vergangenen Samstagnachmittag eröffnet – in Anwesenheit des Künstlers, der trotz seiner Abneigung, sich zur Schau zu stellen, dieser Ausstellung zugestimmt hat. Sie gilt Alberto Giacometti, somit dem einzigen Schweizer Künstler der Gegenwart, dessen Name in der ganzen Welt oder überall dort, wo man sich mit Kunst auseinandersetzt, eine präzise Vorstellung auslöst. [...]

Besonderes Verdienst erwirbt sich die Zürcher Ausstellung dadurch, dass sie nicht nur einen Teil, sondern das gesamte Schaffen von Giacometti würdigt: seine Plastik, seine Malerei und Zeichnung mit annähernd gleich vielen (rund je hundert) Belegen zur Anschauung bringt, und zwar mit Belegen, die von 1962 bis in das Jahr 1919 zurückreichen. Der Betrachter sieht beim Durchschreiten dieser Entwicklung das Erreichte; der Künstler, der bei der Gestaltung der Schau Direktor René Wehrli zur Seite stand, wird Provisorien auf dem schwierigen Weg sehen, der zur Realisation seiner Vision führt.

«Jawohl, ich mache Bilder und Plastiken, und zwar von jeher, seit ich zum erstenmal gezeichnet oder gemalt habe, um die Wirklichkeit anzu-



Während der Aufenthalte in seinem Geburtsort Stampa arbeitet Alberto Giacometti im Atelier seines verstorbenen Vaters. (Bild Ernst Scheidegger, NZZ 22. 12. 1962, Blatt 4)

prangern, um mich zu verteidigen, um mich zu ernähren, um stärker zu werden, auf dass ich mich besser verteidigen und besser angreifen kann, um einen Halt zu haben, um auf allen Gebieten und in allen Richtungen möglichst vorwärtszukommen, um mich des Hungers, der Kälte, des Todes zu erwehren, um möglichst frei zu sein, frei für das Bestreben, mit den Mitteln, die mir heute als die geeignetsten erscheinen, meine Umgebung besser zu sehen und zu verstehen, besser zu verstehen, damit ich in höchstem Masse freier bin; um meine Kräfte zu vergeuden, um mich in

dem, was ich schaffe, möglichst zu verausgaben, um Abenteuer zu erleben, um neue Welten zu entdecken, um meinen Kampf zu führen – zum Vergnügen? aus Freude? –, einen Kampf um des Vergnügens am Gewinnen und Verlieren willen.»

Das sind die Worte von Alberto Giacometti über seine «Wirklichkeit» – über sein Werk, das wie kein anderes in dieser Zeit Grundfragen der menschlichen Existenz, Grundfragen des Schöpferischen berührt. [...]

(NZZ, 3. 12. 1962, S. 1/2, Abendausgabe)